

Nietzsche in Chur

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl
scolastic grischun**

Band (Jahr): **28 (1968-1969)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-356326>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nietzsche in Chur

Ende Oktober 1872 kommt Friedrich Nietzsche, Professor für alte Sprachen an der Basler Universität, nach zweitägiger Reise in Chur an, von Kopfweh geplagt, niedergeschlagen, teilnahmslos. Er schleppt sich ins Hotel Lukmanier und kriecht ins Bett. Der neue Morgen verspricht einen glanzvollen Sonntag. Föhn durchwärmt die Gassen. Die Berge sind blankgescheuert. Der Himmel hat tiefes Blau, wie man es nur in Italien oder Südfrankreich kennt. Der Schall der Glocken hallt so laut und klar durchs Fenster, als würden sie ganz nahe geläutet. Still und leer die Stadt; die Leute sind in der Kirche oder beim Frühschoppen oder ausgegangen.

Nietzsche fühlt sich besser, und so wandert er denn nachmittags nach Passugg hinauf, das seit einem Dutzend Jahren weitherum bekannt ist. Nach einer knapp halbstündigen Wanderung auf der Lenzerheidstraße bringt ihn ein Seitenpfad in den Schatten. Hier geht sich's mühelos; man kann seinen Erinnerungen nachgehen. Ach, schmerzlichen Erinnerungen! Tribschen, die Landzunge unter dem ragenden Pilatus, die mit ihrem kleinen Fischerweiler und dem weißen Landhaus unter edlen Bäumen in den blauen See hinaussticht, ist für ihn verlorene Station. Die Freunde, Richard Wagner und Frau Cosima, sind im Frühling nach Bayreuth gezogen.

Frau Cosima, die schlanke, schöne, geistvolle Frau. Ihr Bild steigt vor ihm auf, Ariadne auf der glückseligen Insel Naxos! «Ariadne, ich liebe dich!»

Weiter, weiter den schmalen Weg. Eine Schlucht kommt ihm entgegen. Auf primitiven Brücken und am Berghang sich hinziehenden Wegen dringt er vor und findet das Bad, durch Flaggen angezeigt. Er ist enttäuscht; er hat ein stattliches Pensionshaus erwartet und findet eine mäßige Wirtschaft. Sie ist mit Churer Sonntagsgästen angefüllt, die bequem schmausen, plaudern und Kaffee schlürfen. Er trinkt an der Salz-Soda-Quelle drei Gläser. Dann erlaubt es bald sein veränderter Kopf, sich eine Flasche weißen Asti spumante und weichen Ziegenkäse zu genehmigen. Auch seinem Tischnachbarn, einem Mann mit chinesischen Augen, schenkt er ein. Die Wirtin kommt und händigt ihm ein ganzes Bündel Analysen der Wasser ein, und natürlich erscheint der Besitzer des Bades, den deutschen Gast zu begrüßen und ihn zu einem Rundgang einzuladen. Ein kundiger Führer. Er ist ja der Entdecker der lange verborgenen Quellen, heißt Sprecher, eigentlich von Sprecher, Neffe des verdienten Bündner Staatsmannes Jakob Ulrich von Sprecher, Jenins. Er hat als Sattler in Chur gelebt, aber lieber als Leder geklopft sich in Goldbergwerksunternehmen eingelassen



Passugg, Mineralquellen-Fassung und Trinkhaus, in der Zeit des Churer Aufenthaltes von Nietzsche, nach einer alten Zeichnung von J. Weber

und auf eigene Faust eifrig Schürfungen ausgeführt. Oft streifte er mit seinem treuen Wachtelhündlein in den Felsen und Schluchten umher, und — man glaube es oder nicht — er hat im nächtlichen Traum seine Entdeckung vorausgesehen. Dann hat er den Geologen zu Rate gezogen, die Leute der Gegend ausgefragt, einen Ingenieur aus dem Aargau kommen lassen, und kurz und gut, vor acht Jahren war's so weit; der Bau des Schluchtweges, die Wasserfassung, das Trinkhaus konnten gebaut werden. Man wird neue Quellen finden.

«Ein exaltierter Mensch» dieser Sprecher, staunt Nietzsche, aber zugegeben, die Lage ist unglaublich phantastisch. Er trinkt erneut «in guten Quantitäten» von den drei ganz verschiedenen Quellen und läßt den Blick schweifen. Das Tal ist reizvoll, für einen Geologen von unergründlicher Mannigfaltigkeit, ja, Launenhaftigkeit. (Er wird's nachher der Mutter nach Naumburg schreiben.) Es zeigen sich Graphitadern, auch Quarz und Ocker; der Wirt phantasiert gar von Goldadern. «Man sieht die verschiedenen Steingänge und Steinarten gebogen, abgelenkt, zerknickt wie etwa am Axenstein am Vierwaldstätter See, nur viel kleiner und milder.» Sehr sehenswert. Der Besitzer lädt ihn zur Teilnahme an der geplanten Genossenschaft ein, was Nietzsche halb belustigt, halb ärgert. Er gräbt nach andern Goldadern.

Mit dem Sonnenuntergang wandert er heim. Ein kleines Kind mit blassen Haaren sucht Haselnüsse. Ein altes Paar, Vater und Tochter, holt ihn ein und redet ihn an. Der Graukopf, Tischlermeister Hartmann, war vor 52 Jahren auch in Naumburg. Sein Sohn ist Missionar in Indien und wird nächstes Jahr in Chur erwartet. Die Tochter war mehrere Male

in Ägypten und hat Basel als schwüle, heiße Stadt in Erinnerung. Nietzsche begleitet die guten Humpelleute ein Stück weit und kehrt ins Hotel zurück, «mit rechter Freude an diesem Nachmittag». Sie sind so selten, die guten Tage, so selten. Und morgen geht's durch die Via Mala, den bösen Weg — —

1887 nimmt Nietzsche einen längeren Aufenthalt in Chur, vom 12. Mai bis 10. Juni; er will einen jähen Klimawechsel Basel—Engadin vermeiden. Die Professur hat er aufgegeben; er hat Zeit, Zeit in Fülle. Er wohnt auf dem Rosenhügel, wo einmal der Galgen stand, einen Sprung weit von Chur, bei Stadtschullehrer Christ, dessen Frau das kleine Gasthaus führt, an der ersten, kühnen Schleife der Lenzerheidestraße. Der grüne Bergwald beginnt hier.

Es geht ihm sehr schlecht. Seine Gesundheit ist erschüttert. Was alles haben die vergangenen Jahre gebracht an leiblichen und seelischen Qualen, an Enttäuschungen, Folterungen! Die Neider geiferten. Die Jünger zogen sich zurück. Die Freunde fielen von ihm ab. Und die Lou, die Salomé, das junge Weib mit dem herrlichen Tigerblick! O Hölle. Die Seligkeit auf dem Monte Sacro am Orta-see, die Liebesstunde — Lüge war's! Ihr Gedicht «Lebensgebet», Lüge war's! Und er hat darüber Tränen der Freude vergossen. Hat es komponiert für Chor und Orchester: «Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben / Wohlan, noch hast du deine Pein.» Hohn, Hohn! Und der Klatsch, Verleumdung, öffentlicher Skandal, Streit. Und jene dumme, jene läppische Luzerner Photo! Freund Rée und er an der Deichsel des Leiterwägelchens, darauf kniend die Lou mit der kindischen Peitsche sie, die zwei Narren kutschiert. Schande, Schande! Zum Ver-

rücktwerden! Sie ist ein böser Mensch, schön, gescheit, faszinierend, aber ach, ohne Liebe, ohne Gewissen. — Nur der schöpferische Genius hat ihn aus der grauenvollen Nacht der Verzweiflung in jauchzende Euphorie emporgetragen: «Und Zarathustra ging an mir vorbei.» Sein Tanz- und Spottlied auf den Geist aller Schwere, Lied eines Liebenden und Hassenden, Ungestilltes, Unerfüllbares, das Wort werden will, das ist «Zarathustra».

Stundenlang wandert er im nahen «Schwarzwald», dem dunkelsten und kühnsten Churer Wald, gegen Valparghera und den Kalkofen; das ist eine alte Galgen- und Schädelstätte. Er ist ein Wanderer ohne Schatten, tief verwundet und gehetzt. Er achtet der hohen, leise rauschenden Tannen nicht, sieht nicht die nickende Akelei zwischen roten Stämmen; er ist Prinz Vogelfrei, der Gezeichnete. Seine einzige Freundin ist die Einsamkeit.

Geht er einmal in die Stadt hinunter, wer kennt ihn, den mittelgroßen, unauffällig gekleideten Fremden, tief in sich versunken, mit dem Blick wie nach innen, mit den Gesichtszügen voll seltsamen Zaubers?

Die Gastgeber Christ werden ihn in guter Erinnerung behalten. (Der Enkel des «Graukopfs» vom Passugger Sonntag, der nachmalige Stadtpfarrer Benedikt Hartmann, hat die Tochter Christ nach Jahren interviewt.) Er ist immer rücksichtsvoll und anspruchslos, nur daß man ihm Spiegel und Wandbilder verhängen muß, weil alles Glänzende und Helle seine Kopfnerven in schrecklichen Aufruhr bringt. Er spricht immer leise

und freundlich und kann lachend scherzen, wenn ihn nicht schlaflose Nächte, die furchtbaren Schlafmittel, die rasenden Kopfschmerzen und der rebellierende Magen erledigen. Sind die schwarzen Anfälle vorüber, dann schreibt er, schreibt. Auf seinem Tisch liegt die neue Auflage von «Menschliches, Allzumenschliches»; Dynamit ist in dem Buch: Jeder absoluten Wertung gegenüber verhält sich der Verfasser skeptisch. «Wahr — inwiefern? Frei — wozu? Gut — für wen und was?» Ja, ja, Herr Lehrer Christ, dein Gast ist der Verächter des Mitleids, der Verherrlicher blutvollen Lebens, Prophet des Übermenschen und Sänger des Dionysischen, jenseits von Gut und Böse. Und ist doch ein Schwerkranker und, wie Ihr ihn kennt, die Sanftmut selbst.

Chur hat ein Ereignis. Der junge, hochbegabte Musikdirektor Otto Barblan führt mit seinem gemischten Chor Schumanns «Das Paradies und die Peri» auf. Marie Fillunger, die berühmte Konzertsängerin aus Frankfurt am Main, singt die Peri. Es wird eine große Sache. Da sitzt denn auch Friedrich Nietzsche im Konzertraum — läuft schließlich davon. «Nein, welche schändliche Verweichlichung des Gefühls! Und was für ein Philister und Biedermann schwimmt mitten in diesem See von Limonade gazeuse . . .» Das hält er nicht aus.

Und der Churer Föhn ist auch nicht für Kopfwehkranken. Fort, im rasselden Postwagen über die Berge, die Berge, ins Engadin!

«6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit . . .» Vielleicht noch einmal schenkt ihm das Hochtal jubelnde Tage?